



Ich rupfe euch, wenn es sein muss, auch den Bundesadler: Bundeskanzler Schröder vor einem Baselitz-Vogel. Foto Katalog

## Kunst verstärkt den Charakter

Die Ausstellung „Macht zeigen“ im Deutschen Historischen Museum in Berlin

In dem Film „Bettgeflüster“ von 1959, in dem Rock Hudson als boshafter Komponist das Herz einer widerspenstigen Innenarchitektin erobern will, spielt die moderne Malerei eine wichtige Rolle. Hudson, der hier das Musterbild eines virilen, markigen Traummannes abzugeben hat, posiert in seiner Wohnung vor expressionistischen, zackig-stürmischen Gemälden, während die Architektin, gespielt von Doris Day, in ihrer Wohnung nur die allerstüblichsten Pastellbilder an die Wände bringt. Die Gemälde erzählen, wie wir uns das Wesen der Menschen vor ihnen vorzustellen haben – und werden so eine Art Charakterverstärker.

Die Inszenierung eines Images durch Kunst ist natürlich weder eine Erfindung noch ein Privileg von Hollywood. Schon vor zehn Jahren hat der Kunsthistoriker Wolfgang Ullrich seinen Essay „Mit dem Rücken zur Kunst“ veröffentlicht, der zu den neueren Klassikern der politischen Ikonographie gerechnet werden muss. In der brillanten Studie ging es um die Frage, wie Politiker, Unternehmer und Spitzenmanager Kunst als Statussymbole nutzen, wie sie auf offiziellen Fotografien vor moderner Kunst posieren und wie und warum diese „an die Stelle traditioneller Hoheitssymbole“ getreten ist.

Die Berliner Ausstellung „Macht zeigen – Kunst als Herrschaftsstrategie“, in der Ullrich als Kurator mehr als vierhundert Exponate versammelt, basiert auf diesem Essay. Sie spannt den Bogen weit zurück bis zur Bildpolitik Franz I. Denn wo sich Politiker porträtieren (oder vor Kunst fotografieren) lassen, ist das Bild mehr auch ein Versuch, sich von Konkurrenten abzugrenzen, ihre Selbstinszenierungen auszuhebeln. Deutlich wird das schon, wenn man sich diverse Bilder von Gerhard Schröder und Angela Merkel vor Kunstwerken ansieht. Wie im Fall von Rock Hudson und Doris Day wirkt auch hier die Kunst als Charakterverstärker:

Schröder posiert in imperialer Sitzhaltung vor Baselitz' expressiv gemaltem, wie immer kopfüber baumelndem Adler. Das Bild betont Schröders energisches, elbblutstoppendes Macher-Wesen – sieht her, scheint das Bild zu sagen, ich akzeptiere nichts, was mir als gegeben vorgelegt wird, die Atomkraft nicht und die Notwendigkeit des Irak-Krieges nicht und die Gewerkschaften mit ihrem Gemjammer auch nicht; wenn es sein muss, erwürge ich auch den Bundesadler und hänge ihn euch kopfüber ans Fenster, wie hier auf meinem Bild. Diese Inszenierung politischer Virilität steigerte wenig später Jörg Immendorff mit seinem imperialen Goldschöder-Porträt geradezu ins Camphafte. Ganz anders dagegen die Kunst im Hintergrund von Angela Mercks Schreibtisch – dort hängt, wie ein Leitbild ihrer vergleichsweise geräuschlosen Amtsführung, Kokoschkas pastoser Adenauer mit seinem defensiv-freundlichen Bocciaspielerlächeln.

Adenauers Porträt verweist auf ein Sonderproblem: die Kontamination klassischer Würdeformeln durch das Dritte Reich. Nach 1945 waren Politiker und Konzernlenker gut beraten, bei ihrer Selbstdarstellung auf muskulöse Statuen und martialische Gesten zu verzichten und, wo möglich, in eine freundliche Abstraktion auszuweichen. Noch Albrecht Gehse versuchte in seinem Kohl-Porträt alles Monumentale zu vermeiden, was bei diesem Gegenstand natürlich völlig unmöglich ist. Abstrakte Kunst stand nach 1945 für Weltoffenheit, Dynamik und die Fähigkeit, Qualität zu erkennen, bevor die breite Masse sie begriffen hat – das machte das Informel so attraktiv für Unternehmer: Man sah modern aus, ohne die Kunden durch malerische Obszönitäten im Konferenzraum schockieren zu müssen (Baselitz' Bild eines masturberierenden Hitler käme als neues Herrscherattribut eher nicht in Betracht). Die Politisierung der neueren deutschen Ma-

lerei bleibt Guido Westerwelle vorbehalten. „Die gegenständliche Malerei, die ich so liebe“, so Westerwelle in der „Welt“, gelte „vielen Alt-Achtundsechzigern als eine Art röhrender Hirsch über dem Sofa“. Die „Alt-Achtundsechziger“ (die Westerwelle offenbar gegen Jung-Achtundsechziger abgrenzen muss) seien „Geschmacksrichter“ und „Zensoren der geistigen Freiheit unseres Landes“ – die in seiner Kunstsammlung vertretene neue Gegenständigkeit hingegen das Bild einer „bürgerlichen Mitte, die Toleranz lebt und atmet“.

Nun ist es ja genauso schwer, zu sagen, was ein Achtundsechziger ist, wie zu sagen, was „die“ gegenständliche Malerei sei: Meint er Norbert Biskys gemalte Naturjungend, meint er Kippenberger, der einen Geist von 1968 in die Kohl-Ara hinüberrettete, meint er den im launigen Campgewand daherkommenden Sexismus von Martin Eder und seiner Adepten, die als Wanddekorateure einer eher intoleranten Neobürgerlichkeit Erfolg haben (und denen ein bisschen 1968 ganz guttäte)? Westerwelle jedenfalls lässt sich vor Kunst fotografieren – beim Aufhängen eines Bisky oder davor kauern, was Teil einer politischen Imagebildung ist, mit der vor allem eine kulturelle eher links angesiedelte Wählerschaft angesprochen werden soll: Seht her, ich bin nicht nur der schrill brüllende Einheizer mit der 18-Prozent-Sohle, sondern ein leiser, nachdenklicher Mann der Kultur.

An diesen Inszenierungen zeigt sich aber vor allem, dass Ikonographie keine statische Angelegenheit ist. Die Pose, die Westerwelle als lässigen, postpathetisch urbanen Modernisten zeigen will, kehrt sich um; es sieht aus, als habe der Außenminister einen Nervenzusammenbruch vor einem Bild, auf dem ein reichlich dekadenter Luxusjüngling sinnlos in der Gegend herumballert. NIKLAS MAAK

Macht zeigen. Berlin, Deutsches Historisches Museum, bis zum 13. Juni. Der Katalog kostet 24 Euro.

aber von Menschen – durch seinen fordernden Enthusiasmus bewahrte er Generationen von Studenten vor geistiger Erschlaffung, Routine, Studienabbrüchen und vor zu ausgedehnten Mittagspausen („um Gottes Willen, was machen Sie hier, da drinnen warten dreitausend Jahre Kunstgeschichte auf Sie!“).

Wer je in eines von Jacobs Hamburger Seminaren geriet, hatte das außergewöhnliche Glück, einen akademischen Euphoriker zu erleben, der den Gedanken der Universität beim Wortsinn nahm, als endloses Gespräch zwischen Dozent und Studenten. Wer ratsuchend in seine Sprechstunde kam, Jacobs hinter den Türmen aus Büchern und Dissertationen mehr erahnend als sehend, der brauchte einen Einkaufswagen, um die zwingend noch ins Referat einzuarbeitende Literatur weg-

zuschaffen. Dass auf diese Weise jede Seminararbeit dem Umfang einer Dissertation nahekam, begründete Jacobs damit, dass man während eines Studiums letztlich nur fünf bis sechs Themen bewältigen könne, von denen man dann sein ganzes Leben lang zehren müsse. Er selbst schien auf die Lorbeeren eigener Publikationen verzichtet zu haben, um seine eigenen Forschungsinteressen durch die Arme seiner Schüler bestellen zu lassen; der Lehrer, dessen enzyklopädisches Wissen von der Romanik bis zur japanischen Kunst reichte, hat den Forscher sozusagen potenziert. Bis kurz vor seinem Tod war seine Hamburger Wohnung ein geheimes intellektuelles Zentrum der Kunstwissenschaft. Jetzt ist Jacobs nach schwerer Krankheit im Alter von dreiundsiebenzig Jahren verstorben. rife/nma

## Ein Unglück, das uns alle betrifft

Heute wird in München über das Recht der Stadt verhandelt, die Meiserstraße umzubenennen. Die Landeskirche lässt ihrem ersten Bischof nicht einmal historische Gerechtigkeit zuteilwerden.

Der Bayerische Verwaltungsgerichtshof verhandelt heute in München über die Berufung gegen das Urteil des Verwaltungsgerichts München, nach dem die Stadt München mit der Umbenennung der Meiserstraße nicht die nach dem Tod fortwirkende Menschenwürde des ersten bayerischen Landesbischofs Hans Meiser (1881 bis 1956) verletzt hat (F.A.Z. vom 13. November 2008). Geklagt hat der Enkel des Bischofs, der Publizist Hans Christian Meiser, nicht die evangelische Landeskirche, obwohl sie ihr Recht als Anlieger hätte geltend machen können und Meisers Nachfolger Johannes Friedrich berufen gewesen wäre, die erinnerungspolitische Bedeutung des Stadtratsbeschlusses vom 18. Juli 2007 darzulegen.

Die Stadt München tilgt die Erinnerung an den Ort einer erfolgreichen Anti-Hitler-Demonstration: Im Gebäude des Landeskirchenrates war Meiser nach seiner Absetzung im Oktober 1934 unter Hausarrest gestellt worden; Protestkundgebungen führten dazu, dass Meiser seine Amtsgeschäfte wiederaufnehmen konnte und die Landeskirche ihre Selbständigkeit behauptete.

Landesbischof Friedrich hatte der Stadt zunächst mit einer Klage gedroht, diese dann aber unter Verweis auf ein juristisches Gutachten nicht eingelegt. Kirchenmitglieder, die Einsicht in das Gutachten verlangten, wurden abschlägig beschieden. Die Verantwortlichen der Landeskirche, so urteilte Axel Freiherr von Campenhausen im August 2007 im „Rheinischen Merkur“, seien der Entehrungsabsicht der Stadt „nie beherzt“ entgegengetreten. Dass es „an ausreichenden Bemühungen zur Verteidigung des Landesbischofs Meiser fehlte“, bewertete der langjährige Direktor des Kirchenrechtlichen Instituts der EKD als „ein Unglück, das alle Deutschen und insbesondere alle evangelischen Kirchen in Deutschland betrifft“.

Im Landeskirchenamt wartet man wohl nur noch darauf, dass die Affäre vorübergeht, die Straßenschilder endlich ausgetauscht werden und man die Katharinavon-Bora-Straße auf den Briefkopf setzen kann. Bezeichnend ist der Tonfall einer Meldung, die der Landesdienst des Evangelischen Pressedienstes, der von den Landeskirchen getragenen Nachrichtenagentur, im vergangenen November verschickte. „Seit fast zweieinhalb Jahren quält sich die Stadt Bayreuth mit der Frage herum, ob sie eine kleine Straße umbenennen soll.“ Die Entscheidung, ob auch die Hans-Meiser-Straße in Bayreuth umgetauft werden soll, wo Meiser 1905 ordiniert worden war, wurde mehrfach aufgeschoben. Über die Arbeit der vom Rat eingesetzten Kommission teilte epd mit: „Bei der letzten Sitzung am 20. Oktober diesen Jahres durfte ein Meiser-Apologat, der Erlanger Theologieprofessor Lukas Bormann, seine positive Sicht des umstrittenen Oberhirten vorbringen.“ Eine Apologat gibt es jenseits der gleichnamigen theologischen Disziplin nur bei Phänomenen, die man gar nicht entschuldigen kann.

Lukas Bormann, Professor für Neues Testament in Erlangen, gehört zu den Historikern und Archivaren, Kommunalpolitikern, Pfarrern und Gemeindegliedern, die mit publizistischen Interventionen

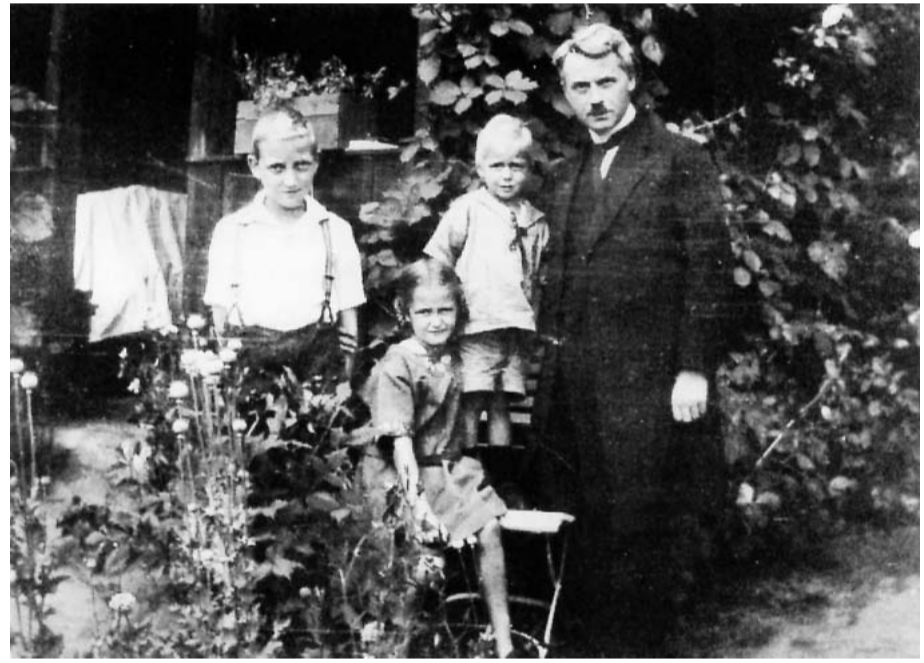
und gelehrten Miszellen, mit neuen Dokumenten und alten, die ungerechterweise ignoriert werden, der Legende widersprechen, die Meisers Ansehen verdunkelt. 2006, im Jahr von Meisers fünfzigstem Todestag, erschien ein vom Landeskirchenrat in Auftrag gegebener schmaler Sammelband, in dem Platz war für Betrachtungen von Günther Beckstein über Christen in der Politik, aber nicht für eine quellenkritische Untersuchung des Vorwurfs, der für die Stadt München der Grund ist, mit Meiser nicht mehr in Verbindung gebracht werden zu wollen: Er sei wegen einer Artikelserie, die 1926 im „Evangelischen Gemeindeblatt für Nürnberg“ unter dem Titel „Die evangelische Gemeinde und die Judenfrage“ gedruckt wurde, als Wegbereiter der nationalsozialistischen Judenverfolgung zu betrachten.

Offen zur Sprache gebracht, heißt es auf der Rückseite des Bandes, werde Meiser „Taktieren in der ‚Judenfrage‘“ – diese fahrlässige Kurzformel taugt noch nicht einmal als Zusammenfassung des dürftigen Aufsatzes von Siegfried Hermle „Zwischen Bagatelisierung und engagierter Hilfe“. Hermle gibt zum Kontext des Aufsatzes von 1926 an, Meiser habe ihn „anlässlich einer in Nürnberg durchgeführten Provinzialtagung des 1897 von Adolf Stoecker initiierten kirchlich-sozialen Kongresses“ veröffentlicht. Resümierend behauptet Hermle über Meiser: „Wie Adolf Stoecker bekämpfte er das moderne Judentum, dessen Einfluss in den Bereichen Wissenschaft, Kultur, Politik, Wirtschaft und Erziehung als zu groß wahrgenommen wurde.“ Es kann aber keine Rede davon sein, dass Meiser das Judentum „wie Adolf Stoecker“ bekämpft hätte – der eine antisemitische Partei gründete und im Talar des Hofpredigers eine „Poli-

Freie Kirchlich-Soziale Konferenz, mit der Hermle den Kongress verwechselt hat. Der Fehler ist in der zweiten Auflage des Aufsatzbandes von 1998 stehengeblieben.

Auf der Tagung hielt Professor Ernst Cahn (1875 bis 1953), der aus Bayreuth gebürtige Magistratssyndikus der Stadt Frankfurt am Main, den Hauptvortrag über „Die Grundlagen einer neuen Berufsethik“. Der „Stürmer“, das seit 1923 in Nürnberg erscheinende Heftblatt Julius Streichers, hatte den Vortrag unter dem Titel „Der getaufte Jude als Redner“ angekündigt und „die deutsche christgläubige Bevölkerung Nürnbergs“ aufgefordert, gegen Cahn „entschieden Front zu machen“. Was im Saal geschah, fasste der „Stürmer“ so zusammen: „Nach dem Vortrag gab es einen kleinen Tumult. Er wurde dadurch heraufbeschworen, dass ein Diskussionsredner es sich verbat, dass ein Jude dem deutschen Volke etwas von christlicher Berufsethik erzähle und dabei die Ausbeuter des Volkes, die jüdischen Börsenmänner, unerwähnt lasse.“

Schon 1924 hatte Streicher eine Hetzkampagne gegen die „500 getauften Hebräer“ im Pfarramt begonnen, die als geheime „Diktatoren“ die evangelische Kirche in ihre Gewalt gebracht hätten. Die Attacken des Naziblattes auf die Kirche, die als Werbung um die Christen daherkamen, machten in den Augen der Nürnberger Kirchenoberen offenbar ein klärendes Wort erforderlich, mit dem die Redaktion des „Gemeindeblattes“ Meiser, den Leiter des Predigerseminars, beauftragte. Meisers Artikel stellte zwar gemäß dem im Nationalprotestantismus verbreiteten antimodernen Vorurteilen angelegliche Wirkungen jüdischen Denkens und Handelns in Wirtschaft und Kultur als soziales Problem dar, verurteilte aber den politi-



Hans Meiser 1927 als Leiter des Nürnberger Predigerseminars mit dreien seiner vier Kinder, ein Jahr vor seiner Berufung in den Landeskirchenrat nach München. Foto Archiv

schon Antisemitismus, rief die Christen auf, sich schützend vor die Juden zu stellen, und bekräftigte mit größter Entschiedenheit die Zugehörigkeit der getauften Juden zur Kirche. In dieser Zurückweisung der Propaganda des „Stürmers“, der gemäß der Logik der antisemitischen Verschwörungstheorie behauptete, die Judenchristen seien noch schlimmere Volksfeinde als die ungetauften Juden, lag die politische Bedeutung des Aufsatzes für das Publikum, an das er gerichtet war.

Beim „Stürmer“ verstand man den Text: Als die Parteipresse nach 1933 Meisers Entfernung aus dem Leitungsamt verlangte, beschimpfte sie ihn mit Zitaten von 1926 als Judenfreund. Die Leugnung der Heilswirkung der Taufe durch den „Stürmer“ war der erste Versuch jener nationalsozialistischen Machtübernahme in der bayerischen evangelischen Kirche gewesen, die Meiser 1934 als Landesbischof verhinderte. PATRICK BAHNERS

## Bergischer Bund

Theaterliaison im Städtedreieck?

Die Mittel für ihre Theater will das Land Nordrhein-Westfalen den darbenenden Städten nicht erhöhen, doch ein externes Gutachten ist es bereit zu finanzieren. Prüfen soll es die Möglichkeiten einer Kooperation zwischen den bergischen Großstädten Wuppertal, Solingen und Remscheid und verschiedene Modelle erarbeiten. Das ist das Ergebnis eines Gesprächs, das Kulturstassekretär Hans-Heinrich Grosse-Brockhoff mit den Oberbürgermeistern der drei Kommunen geführt hat. Schon im Sommer sollen die Ergebnisse vorliegen. Untersucht werden die Bereiche Oper, Schauspiel und Konzertwesen auf der Basis der bereits bestehenden, doch schmalen Zusammenarbeit. Wuppertal unterhält neben dem Tanztheater Pina Bausch, das ausdrücklich aus der Expertise ausgeklammert bleibt, ein Zwei-Sparten-Theater, das nach dem vorliegenden Haushalts-sicherungskonzept (F.A.Z. vom 19. November 2009) in seiner Existenz gefährdet ist; Solingen und Remscheid verfügen über Beispieltheater ohne eigenes Ensemble. Die beiden Städte haben ihre Klangkörper 1995 zu den Bergischen Symphonikern, einem B-Orchester, fusioniert, während das Wuppertal Sinfonieorchester in der Kategorie A geführt wird. Alle drei Kommunen sind hoch verschuldet und rangieren, was den Anteil der Kulturausgaben am Gesamtetat angeht, auf hinteren Plätzen. Ohne auch selbst Geld für neue Strukturen in die Hand zu nehmen, werden sie die Ensembles, und nur darum kann es gehen, nicht halten können. aro.

KOLLER

IA

ALTE KUNST  
MÖBEL & SCHMUCK

Auktionen in Zürich  
22. bis 27. März 2010

Vorbereitung  
13. bis 21. März 2010



BEMALTES LACK-KABINETT  
„A FLEURS“  
Régence, Niederlande oder  
England um 1700/1720.  
€ 122.000 / 190.000  
Kontakt: Luca Rascher  
rascher@kollerauktionen.com

KOLLER AUKTIONEN AG · www.kollerauktionen.com  
Hardturmstrasse 102 · CH-8031 Zürich · Tel. +41 44 445 63 63 · office@kollerauktionen.com

Unsere Büros in Deutschland

Ulrike Gruben  
Citadellstr. 4 · 40213 Düsseldorf  
Tel. 0211 / 30 14 36 38  
duesseldorf@kollerauktionen.com

Kunstagentur C. Tamms  
Maximiliansplatz 20 · 80333 München  
Tel. 089 / 22 80 27 66  
muenchen@kollerauktionen.com